



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Westarp, E. von: Präludien zu einem Ritt in Persien

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Präludien zu einem Ritt in Persien

Von Graf E. von Westarp in Berlin



Als im Herbst 1911 zum ersten Mal der Plan, mich an einem Ritt durch Asien zu beteiligen, an mich herantrat, da schien mir der Gedanke doch zu fernliegend und ich sagte zunächst ab. Trotzdem aber begann ich, mich mit diesem Gedanken und der einschlägigen Literatur zu beschäftigen. Diese Lektüre ergab eine Fülle von Anregungen, und je mehr ich mir die Geschichte jenes Landes, das heute noch mehr als damals Interesse für das moderne Europa gewonnen hat, je mehr ich mir die Bilder des alten Kaiserreiches Trapezunt, den Zug der Zehntausend, die gewaltigen Kriege Alexanders des Großen, die dort ihren Anfang nahmen, die Regentschaften des reichen Krösus und der von der Sage umwobenden Königin Semiramis bis hinein in die Neuzeit, wo Russen und Türken miteinander kämpften, vor Augen führte, je mehr wuchs das Interesse und mit ihm das Verlangen, jene Länder zu sehen. Dieses Verlangen war um so größer, als es mich schon längst reizte, ein Land zu bereisen, das in seiner kulturellen Entwicklung 2000 Jahre stehen geblieben zu sein scheint, und keine modernen Verkehrs- und Reiseerleichterungen besitzt, so angenehm diese in der Praxis auch sind. So kam es, daß ich Anfang Januar vorigen Jahres mich mit meinem Freunde fest verabredete, im Sommer einen größeren Ritt durch jenes Land zu machen, sofern es die politischen Verhältnisse gestatteten.

Hatte so unser Plan im Prinzip Gestalt gewonnen, so trat sofort die große Frage „wie“ in den Vordergrund. Die Verhältnisse lagen hier doch so durchaus anders, daß man nur wenig von seinen in kultivierten Ländern erworbenen Reiseerfahrungen verwerten konnte. Was war an Vorbereitungen zu treffen, welcher Weg versprach den meisten Erfolg, was existierte an Karten, nach denen man sich zurechtfinden konnte, welche Sprachen mußte man beherrschen, wieviel Kilometer konnte man täglich und wieviel in längerer Zeit hintereinander zurücklegen, denn daß man den Maßstab deutscher Fernritte hier nicht anlegen durfte, wurde mir sehr bald klar.

Ganz besonders mußte die politische Lage in Rechnung gestellt werden, auch bedurfte es genauer Überlegung, wieweit man die amtlichen Behörden in Anspruch nehmen wollte.

Leider war es nun gerade die politische Lage, die unsere Reisevorbereitungen sehr hemmte. Noch immer lag die Türkei mit Italien im Kampfe, Gerüchte von italienischen Landungsplänen in Kleinasien standen fast täglich in den Zeitungen, auch von Differenzen mit Rußland, die ein Bereisen der russisch-türkischen Grenzgebiete natürlich von vornherein ausgeschlossen hätten, durchschwirrten die Luft, und schließlich war gerade im vorigen Jahre die Lage im Innern besonders gefährlich, da den Kurden ziemlich freie Hand gelassen wurde und sie nun nach Kräften raubten, plünderten und Karawanen überfielen. Noch kurz vor der Abreise wurde ich von einem hiesigen Gelehrten dringend gewarnt, in jene Gegenden zu gehen, zwei wissenschaftliche Expeditionen wären aufgegeben worden, weil die Gegend jetzt zu gefährlich sei. Ich ließ mich aber dadurch nicht abschrecken, wenngleich die Warnung Berechtigung hatte, denn die Lage in Ostanatolien im vergangenen Jahre war äußerst unsicher, und seit Jahren dort lebende Eingeborene wie Europäer sagten mir, es sei seit langem nicht so schlimm gewesen.

Natürlich wirkten alle diese Gerüchte dahin zusammen, daß man die Vorbereitungen doch nicht so intensiv betrieb, als wenn man von Anfang an die völlige Gewißheit gehabt hätte, daß der Ritt auch zustande kommen werde.

Zunächst handelte es sich darum, die Reiseroute festzulegen. Wenngleich die meiste Zeit dem östlichen Teil der asiatischen Türkei gewidmet werden sollte, so lockte es doch sehr, auch noch andere Gegenden zu durchreiten. Der Gedanke bis ins heilige Land vorzudringen, mußte leider aufgegeben werden, denn dazu hätte die Zeit kaum gereicht, und so lag es nahe, daß wir auch das nicht zum wenigsten durch seine Poesie und Sage bekannte Land der Märchen aus Tausend und einer Nacht mit in unsere Reisepläne aufnahmen.

Viele Gründe ließen es ratsam erscheinen, den Ritt in Täbris zu beginnen, besonders weil man mit der Eisenbahn und deshalb ohne Gefahr eines größeren Zeitverlustes dorthin gelangen konnte, und die Pferde in jenem Lande sehr billig und gut sind. Indessen stellten sich einer Reise durch Rußland wegen des Verbots der Waffeneinfuhr doch erhebliche Schwierigkeiten entgegen, und so entschlossen wir uns endgültig, den Ritt in Trapezunt zu beginnen und alsdann über Erfindjan und Erzerum, zwei großen Inlandsgarnisonen, südlich am Wansee vorbei, über Wan ins Urmiagebiet und dann auf Täbris unseren Weg zu nehmen.

Die wissenschaftlichen Vorbereitungen erstreckten sich zunächst auf die Lektüre von Reisewerken, welche jene Gegend behandeln. Aus ihnen entnahm man zunächst rein theoretisch, welche Vorbereitungen des weiteren zu treffen und welche Gegenstände mitzuführen waren. Allerdings war dies wie gesagt, ein rein theoretisches Studium, und wenn ich heute meine Aufzeichnungen, die ich mir damals machte, durchblättere, so kann ich mich des öfteren eines gewissen Lächelns nicht erwehren, wenn ich lese, welche oft ganz unpraktischen und unnötigen Dinge ich mir zur Mitnahme aufgeschrieben hatte.

Unsere Expedition sollte ja keine rein wissenschaftliche sein, es kam nicht darauf an, irgend eine bestimmte Frage zu ergründen, Sammlungen anzulegen oder dergleichen, ja es war nicht einmal ein spezieller militärischer Zweck damit verbunden, wenngleich man als Offizier für die militärischen Verhältnisse ein besonderes offenes Auge hatte. Uns lockte das Abenteuerliche, das Sportliche eines solchen Unternehmens, und soweit der Wissenschaft hierbei Dienste geleistet werden konnten, taten wir dies natürlich aufrichtig gern.

Anfänglich bewegten sich die Vorbereitungen also oftmals in falscher Richtung. Dies Buch empfahl diese Maßnahme, jenes hielt etwas anderes für ratsamer, eine Klärung trat erst ein, als man persönliche Rücksprache mit den Leitern ähnlicher Expeditionen genommen hatte, die uns in liebenswürdigster Weise ihren Rat und ihre Erfahrungen zur Verfügung stellten.

Zunächst entstand die Frage, mit welcher Sprache man durchzukommen hoffte. Bei den Gebildeten konnte man ja auf die Kenntnis der deutschen und französischen, häufig auch auf die der englischen Sprache rechnen, und ich bin auch fast immer, mit einer dieser drei Sprachen zum Ziele gekommen. Anders war es mit den Eingeborenen, bei denen man nur auf Türkisch rechnen durfte, das sich in Persien übrigens wesentlich von dem in der Türkei gesprochenen unterscheidet, man spricht dort den nach der Provinz Aderbeidschan genannten Dialekt. Nebenbei war unbedingt die Kenntnis von etwas Russisch nötig, da Nordpersien, das wir bereisen wollten, ja stark von Russen besetzt ist, unter deren Schutz wir uns zu stellen beabsichtigten. So war vorauszu sehen, daß wir in Persien von russischen Kosaken eskortiert werden würden. Mein Begleiter sprach so viel Türkisch, daß er sich verständigen konnte, und so mußte ich mir noch einige russische Brocken aneignen, die es möglich machten, die einfachsten Gedanken auszudrücken. Im übrigen verließen wir uns auf unseren Diener, den wir in Konstantinopel mieten wollten, und der gleichzeitig Dolmetscher spielen mußte.

Die von den Hotels empfohlenen Diener und Dolmetscher sind sehr mit Vorsicht aufzunehmen. Uns wurden mehrere Leute vorgeführt, aber zu keinem hatten wir ein rechtes Vertrauen. Interessant war es mir, daß ich später in Armenien von einem Diener in Konstantinopel hörte, der ein ganz bekannter Gauner sei, und mit dem schon mehrere Reisenden ihre schlimmsten Erfahrungen gemacht hatten. Ich war glücklich, nicht auf ihn hereingefallen zu sein, denn auch mir war er angeboten worden und hatte auf den ersten Blick nicht einmal einen ungünstigen Eindruck gemacht.

Der letzte Tag vor der Abreise aus Konstantinopel war gekommen und noch immer war die Dienerfrage nicht gelöst. Da lernten wir in letzter Stunde einen deutschen Offizier kennen, der uns gütigerweise seinen Diener, den er sehr empfahl, überließ. Der Mann sprach etwas französisch, wenigstens soviel, daß man sich mit ihm verständigen konnte, wenngleich er manchmal erschütternde Sprachblüten zutage förderte, war treu, ehrlich und sauber. Wir fragten ihn,

als wir gegen Abend nach Hause kamen, ob er die Reise mitmachen wollte, und da er zusagte, bestellten wir ihn für den nächsten Vormittag, denn gegen Mittag schon ging das Schiff ab.

Er besaß nun tatsächlich alle geschilderten Vorzüge, nur hatte er seit Jahren nicht mehr geritten und versagte daher, als die Anstrengungen groß wurden, so daß wir ihn in Erserum entlassen und einen anderen Pferdepfleger mieten mußten, der nur türkisch sprach. Somit war der Gedanke eines uns immer begleitenden Dragomans zunichte geworden. Es empfiehlt sich bei solchen Reisen, sich nur auf sich selbst, nicht auf andere oder glückliche Umstände zu verlassen, denn das Schicksal bestraft fast immer solche Bequemlichkeiten. Man lernt auf diese Weise und mit Hilfe eines Taschenlexikons schnell die nötigsten Ausdrücke, so daß selbst ich mich nach einiger Zeit ganz gut mit unserem Diener verständigen konnte.

Fast noch zeitraubender war das Aneignen der nötigen praktischen Kenntnisse. Obgleich ich schon seit Jahren photographische Aufnahmen machte, erschien es mir doch zweckdienlich, noch einen Kursus durchzumachen, da ich auch zum erstenmal Aufnahmen mit einem Teleobjektiv machen wollte. Ferner hatte ich die Absicht, möglichst während des ganzen Rittes Routenaufnahmen zu machen, was auch eine vorhergehende Unterweisung nötig machte. Ein Kursus im Präparieren von Tierfellen war mir als Jäger von besonderer Bedeutung, und schließlich mußte man doch auch medizinisch soweit gebildet sein, daß man mit seinen Medikamenten, die die Reiseapotheke enthielt, umzugehen und schließlich auch äußere Verletzungen selbst schwererer Art zu behandeln verstand. Denn man mußte sich immer wieder klarmachen, daß man vielleicht wochenlang, jedenfalls tagelang, von jeder Hilfe durch Personen von Beruf abgeschnitten und gänzlich auf sich selbst angewiesen sein würde, ein Zustand, der einem zu Hause, ja selbst auf Reisen gewöhnlicher Art ganz unbekannt ist. Für den Reisenden gilt hier:

„Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.“

Das aber war gerade das Reizvolle, das war es, was einem Befriedigung gab: der Kampf mit den Schwierigkeiten und der glückliche Sieg.

Inwieweit waren nun die offiziellen Behörden bei unserem Vorhaben in Anspruch zu nehmen, ja selbst nur zu benachrichtigen? Einerseits würden uns offizielle Empfehlungen entschieden von großem Vorteil gewesen sein, anderseits lief man aber Gefahr, daß gerade, weil die politischen Verhältnisse nicht die besten waren, von amtlicher Seite Einwendungen gegen die Reise erhoben werden konnten. Reiste man auf eigene Gefahr, so hatte niemand eine Verantwortung für uns. Wir hielten es daher für das Ratksamste, möglichst inoffiziell zu reisen, uns aber private Empfehlungen an Zivil- und Militärbehörden geben zu lassen und darauf bedacht zu sein, daß die Kette der Empfehlungen nicht abriß. Die Türken sowohl wie die Russen sind ja gegen Fremde von

äußerster Liebenswürdigkeit und großem Zuvorkommen, und so durfte man darauf rechnen, auf diese Weise viel schneller und sicherer zum Ziel zu kommen, als wenn man auf offiziellem Wege um amtliche Unterstützung bat. Jede nichtamtliche Unterstützung wird von allen Behörden, besonders dort an Ort und Stelle gerne gewährt, denn sie verpflichtet zu nichts, hat aber für den Reisenden dieselbe Wirkung. Wir haben mit diesem Prinzip die besten Erfahrungen gemacht und selbst dort, wo unsere Hoffnungen sich nicht zu erfüllen schienen, ließ sich an Ort und Stelle durch persönliche Fürsprache mehr erreichen, als wenn man große Eingaben gemacht und Anträge gestellt hätte.

Einen derartigen Fall möchte ich hier erwähnen. Wir hatten unsere Waffen nach Trapezunt vorausgeschickt, erfuhren aber in Konstantinopel von amtlicher Stelle, daß auf eine Einfuhr ohne besonderen Waffenschein gar nicht zu rechnen sei. Die Erlangung dieses Waffenscheines würde wenigstens zwei Wochen in Anspruch nehmen, und ob die Genehmigung erteilt werden würde, sei sehr fraglich. Also lautete die offizielle amtliche Auskunft. Wir telegraphierten nach Trapezunt, auch von dort erhielten wir den Bescheid, daß die Gewehre ohne Waffenschein nicht herausgegeben werden dürften. Durch die liebenswürdige Fürsprache eines Deutschen in Konstantinopel gelang es nun, in den drei Tagen, die noch zur Verfügung standen, die Erlaubnis zur Einfuhr und zum Tragen der Waffen, zu der nicht weniger als drei Ministerien und die Kaiserlich-Ottomanische Zollbehörde ihre Einwilligung geben mußten, zu erwirken. Und nicht nur dies, der Erlaubnis waren Briefe an die Valis (Oberpräsidenten) der von uns zu bereisenden Provinzen beigegeben, in welchen diese Herren aufgefordert wurden, uns nach Kräften zu unterstützen und unsere Reise zu fördern. Diese Briefe waren uns später von unendlichem Nutzen.

Ich will nicht sagen, daß dasselbe nicht auch auf amtlichem Wege und vielleicht sicherer zu erreichen gewesen wäre, und ob ich mich bei einer zweiten derartigen Reise wieder auf das Glück verlassen würde, erscheint mir fraglich, jedenfalls war dieses Prinzip von Erfolg begleitet.

Und nun zur Ausrüstung. Was war an Gegenständen, die speziell für eine solche Reise vonnöten waren, mitzunehmen? Was war an Waffen, Pferdeausrüstung, Apparaten, Instrumenten mitzuführen, wie sollte die Verpflegung geregelt werden? Hier war zunächst die allgemeine Frage zu beantworten: sollte man mit oder ohne besonderes Gepäck reisen, d. h. sollte man die nötigen Gebrauchsgegenstände auf seinem eigenen und vielleicht noch auf dem Pferde des Dieners mitführen, oder sollte man außer den Reitpferden noch Bagagepferde kaufen bzw. mieten, welche von einem besonderen Treiber geleitet werden, mit anderen Worten, sollte man sich noch von einer kleinen Karawane begleiten lassen? Die Vor- und Nachteile liegen auf der Hand. Neigte ich auch zunächst dem ersteren Prinzip zu, zu dem mir auch geraten wurde, so sah ich doch bald die Unausführbarkeit dieses Gedankens ein. Man kann wohl einige Tage, ja vielleicht sogar ein oder zwei

Wochen in dieser Weise reisen, einen längeren Ritt ohne eine besondere Gepäckkarawane halte ich aber fast für undurchführbar, besonders wenn man Wert darauf legt, in den größeren Städten auch einen Einblick in die Geselligkeit zu gewinnen. Außerdem widersteht man den Anstrengungen und Entbehrungen in den ersten Tagen, ja selbst Wochen ohne Schwierigkeit, dann aber beginnt der Körper doch widerstandsunfähiger zu werden und bedarf möglicher Schonung. Dazu kommt noch, daß ein derartiger Ritt auch für die eigenen Pferde eine unverhältnismäßig große Anstrengung ist, haben wir doch manchmal bis zu 100 Kilometer und darüber an einem Tage gemacht. Wenn auch eine solche Entfernung hier in Deutschland nichts Ungewöhnliches ist, so bedeutet sie dort doch eine ganz enorme Anstrengung der Pferde, besonders wenn der Weg teilweise durchs Gebirge führt, der Ritt schon mehrere Tage oder Wochen gedauert hat und morgen wieder fortgesetzt werden soll. Hieraus ergibt sich, daß man bestrebt sein muß, die eigenen Pferde so viel als irgend möglich zu entlasten. Die Gepäckkarawane ist also ein zwar großes, aber unvermeidliches Übel.

Hatte man sich nun zur Mitnahme einer Karawane entschlossen, so war ich dennoch eifrigst bemüht, das Gepäck möglichst einzuschränken. Trotzdem aber füllten diese „notwendigsten“ Gegenstände doch noch mehrere Koffer und Säcke, die auf gemieteten Packpferden verladen wurden.

Es bleibt eine offene Frage, ob es ratsamer ist, Packpferde zu mieten oder zu kaufen. Die Kosten werden in beiden Fällen ziemlich dieselben sein, denn man muß immer auf einen erheblichen Verlust beim nachmaligen Verkauf der Pferde rechnen. Das Mieten der Pferde hat den Vorteil, daß stets ein des Weges kundiger Karawanentreiber mitgeht, der auch als Führer dienen kann, auch ist man der Sorge für Verpflegung, Unterbringung und Gesundheit dieser Pferde enthoben, muß sich aber allerdings, besonders wenn man bestrebt ist, schnell vorwärts zu kommen, bei jeder Station auf einen mehr oder weniger großen Krach und auf so manchen Bagdschisch gefaßt machen. Denn es liegt im Interesse der Pferde, die täglichen Etappen möglichst klein zu bemessen, und die Besitzer versuchen stets, noch einen Tag mehr herauszuschlagen, denn Zeit spielt im Orient keine Rolle, wohl aber Kräfte und die angeborene Faulheit. Würde ich einen derartigen Ritt noch einmal machen, so würde ich mehrere Packtiere mitführen, diese nur gering belasten und die Treiber ebenfalls beritten machen. Dadurch wäre ein schnelleres Marschtempo möglich, die Ermüdung der Treiber geringer und deren Laune daher eine bessere.

War man nun einerseits bestrebt, das Gepäck nach Möglichkeit einzuschränken, so durfte doch nichts fehlen: von der Reservebirne für die elektrische Taschenlampe bis zur zusammenklappbaren Taschen säge, vom Entwicklungsapparat für photographische Platten bis zum Reserveschnürsenkel mußte alles vorhanden sein.

Näher auf die Gegenstände im einzelnen einzugehen, verbietet der Raum, ich möchte hier nur erwähnen, wie wir gekleidet waren, und was wir auf dem Pferde mit uns führten.

Gegen die große, aber trockene Hitze bei Tage sowie gegen die Kälte des Nachts schützt man sich am besten durch dicke, warme Sachen, so widersinnig dies auch bezüglich der Tageshitze klingen mag. Viel mehr als die Hitze — wir hatten manchmal über 60° C. — empfindet man die stechenden Sonnenstrahlen, gegen die nur dicke Kleidungsstücke schützen. Wenngleich der von uns gewählte Kordstoff sehr haltbar und im Tragen angenehm ist, so ist doch reine Wolle mehr zu empfehlen, da sie mehr vor Erkältungen schützt. Auf dem Kopfe trugen wir einen Tropenhelm mit festem Nackenschutz gegen Sonnenstrahlen.

Eine wichtige Frage war die Ausrüstung der Pferde. Auf den großen Strecken mußte man alles Nötige bei sich führen, denn es war darauf zu rechnen, daß die Bagage manchmal nicht mitkommen würde. Zwischen dem Wunsche, möglichst viel bei sich zu haben und der Forderung, die Belastung der Pferde so gering als möglich zu machen, war es schwer, die richtige goldene Mitte zu finden. Als Sattel wählten wir den sogenannten englischen Sattel, in der Art, wie er bisher in unserer Armee als Offiziersattel bekannt war. Allerdings ließ ich mir noch einige Ösen und ein festes Hinterzwiesel zum Aufschnallen des Mantels einnieten, in der richtigen Erkenntnis, daß alles, was nicht niet- und nagelfest ist, mit der Zeit abreißt. Man glaubt ja gar nicht, wie sehr die Sachen bei einem solchen Ritt leiden, und es empfiehlt sich, nur neue Kleidungs- und Ausrüstungsstücke vom besten Material mitzunehmen. Sparjamkeit ist hier gänzlich am falschen Platze und rächt sich später bitter.

Als Sattelunterlage diente ein großer Woylach, der ja zwar verhältnismäßig schwer ist, man hatte aber auf diese Weise stets eine geeignete Decke, die Pferde in den kalten Nächten einzudecken und vor Erkältungen zu schützen. Die Pferde waren mit unserem Militärzaumzeug, aber ohne Kantare gezäumt, trugen also nur eine Halfter mit Riemen und eingefnebelter kleiner Trense, so daß man sie stets, ohne das Zaumzeug abzunehmen, anbinden konnte. Letztere reicht vollkommen aus. Zwei große Packtaschen, des leichteren Gewichts wegen aus Segeltuch, hingen vorn an beiden Seiten des Sattels und bargen die nötigsten Apparate: Zielfernrohr für die Büchse, Teletubus mit Ansaß für den photographischen Apparat, der in einer Ledertasche auf der rechten Seite des Sattels hing, so daß man ihn stets leicht zur Hand hatte, Minimal- und Maximalthermometer, elektrische Taschenlampe, Reservemunition für Büchse, Gewehr und Pistole und einige andere Kleinigkeiten. Die andere Packtasche enthielt eine eiserne Portion, bestehend aus Erbskonserven mit Fleisch, etwas Schokolade, eine Thermosflasche mit heißem Tee, etwas wollene Wäsche, Notiz- und Reisehandbuch. Routenkompaß, Höhenbarometer und Taschenwörterbuch führte ich in den verschiedenen, sehr reichlich angebrachten Taschen meines Rockes mit.

Wenngleich das Mitführen der Parabellumpistole, die natürlich immer geladen war, keine Schwierigkeiten machte, so war die Frage, wie man die Gewehre am besten transportieren konnte, ebenso schwer zu lösen, wie bei den Kavallerien aller Armeen. Denn eine wirklich praktische Tragevorrichtung ohne

größere Nachteile ist bis jetzt noch nicht erfunden worden. Die beste von allen ist meiner Ansicht nach diejenige, zu der wir uns schließlich entschlossen. Sie besteht aus einem Kolbenschuh, der auf der linken Seite des Sattels hinter dem Oberschenkel angeschnallt wird, in ihm steht das Gewehr senkrecht, mit der Mündung nach oben in die Höhe und wird oben an eine Schlaufe angeschnallt, die der Reiter an einem Gurt um die Hüfte trägt. Diese Tragevorrichtung ist leicht, verhindert Beschädigungen des Gewehres durch Anstoßen an Geländeunebenheiten und gestattet stets den sofortigen Gebrauch der Waffe. Das Gewehr liegt vollkommen fest und hindert den Reiter in keiner Weise. Daß auch sie ihre Nachteile hat, darf natürlich keinen Augenblick bestritten werden.

Etwas reichhaltig mußte die Reiseapotheke ausgestattet sein, denn einerseits war kaum darauf zu rechnen, daß man sie während des Rittes selbst in größeren Städten würde ergänzen können, anderseits aber kommt der Europäer in dortiger Gegend so oft in die Lage, helfend die Not des Landes zu lindern und wird auch häufig von den Eingeborenen darum gebeten. Wird er doch stets als Arzt angesehen oder doch zum wenigsten als ein Mensch, der aus gesunden, glücklichen Landen kommt, und der hier helfen kann, wo Fieber, Epilepsie, Augenleiden und viele fürchtbarere Krankheiten Tod und Unglück von Haus zu Haus tragen. Wer wollte da nicht alles tun, was in seiner Macht steht, um zu helfen, selbst wenn die Hilfe auch nur wie ein Tropfen im Weltenmeere ist.

Die Medikamente waren in geschickter Weise von der Apotheke zum König Salomo, Berlin, zusammengestellt und enthielten alles Notwendige in ausreichendem Maße. Besonders mitzuführen sind Magenmittel, denn gerade unter Magen- und Darmkrankheiten hat man viel zu leiden. Chinin führten wir in größeren Mengen mit, denn auch den Eingeborenen kann man hiermit viele gute Dienste leisten. Wir selbst nahmen jeden vierten Tag ein Gramm, so daß wir ziemlich ohne Fieber, selbst durch die gefährlichen Gegenden an den Ufern des Wan- und Urmiassees durchkamen. Insektenpulver ist unentbehrlich, denn man braucht es fast täglich, selbst wenn man mit der Zeit noch so sehr gegen Mitbewohner abgestumpft wird.

Und nun einige Worte über den Alkohol. Viele Reisende, z. B. Sven Hedin, dessen weitgehende Erfahrung mit meiner geringen natürlich nicht zu vergleichen ist, verwerfen jeden Alkohol grundsätzlich. Wenngleich ich auch nicht sein Freund bin, so führte ich doch ein wenig Kognak und Punschextrakt mit, und während letzterer an kalten Abenden wohl so manche Erkältung ferngehalten hat, oder nach einem Bade im kalten Gebirgswasser den Körper wieder erwärmte, so war der Kognak, mit heißem Tee genossen, die beste und wirksamste Medizin bei Magenkrankungen. Leider hatte ich viel zu wenig mitgenommen, so daß er nur sehr sparsam genossen werden konnte. Ich würde bei einer nochmaligen ähnlichen Reise mehrere Flaschen guten Kognak mitnehmen, aber jeder folge hier seinen eigensten Wünschen. In dasselbe Kapitel dürfte auch die Tabakfrage schlagen. Auch hier gehe ich mit meiner Ansicht auf mittlerer Linie. Ohne ein starker Raucher

zu sein, halte ich es für ratsam, bei derartigen Reisen einige Zigaretten mitzuführen. Das Rauchen erfrischt, regt den Körper an, löscht den Durst, stillt den Hunger, ohne eine schädliche Nachwirkung zu hinterlassen, wenn es nicht übertrieben wird.

Dringend anzuraten ist aber, sich impfen zu lassen, bevor man in jenen Hütten und auf Decken nächtigt, denen selbst der Laie ansieht, daß sie Träger aller möglichen Krankheitserreger sind.

Und nun zur photographischen Ausrüstung. Hier gilt es mehr als von den anderen Ausrüstungsgegenständen, daß nur das Beste Erfolg verspricht. Da die Ansichten darüber, was hier das Zweckdienlichste ist, wohl sehr verschieden sein werden, so beschränkte ich mich darauf, zu erwähnen, wie ich ausgestattet war, mit der Bemerkung, daß ich mit der Ausrüstung durchaus zufrieden war. Ich hatte einen 9 : 12 Schließverschlußapparat „Ango“ von der Firma C. B. Goerz. Zu ihm gehörte ein Teletubus mit Verlängerungsstück für Fernaufnahmen, der sich hervorragend bewährt und mir gute Dienste geleistet hat. Trotz der kompliziert scheinenden Konstruktion des Verschlusses hat dieser doch keinen Augenblick ausgesetzt, obgleich ich den Apparat, wie erwähnt, während des ganzen Rittes am Sattel getragen habe, wo Verstaubungen und Verschmutzungen, ja selbst Stöße und kleine Verletzungen ganz unvermeidlich waren. Die übrigen Bedarfsartikel stammten von der Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation und bestanden aus einer größeren Anzahl Chromo-Isolarplatten, die mit Tropenemulsion versehen und in Blechschachteln eingelötet waren. Beides ist dringend nötig. Die Platten erhielten dadurch eine große Widerstandsfähigkeit gegen Feuchtigkeit und Hitze, so daß durch diese beiden großen Feinde photographischer Aufnahmen auch nicht eine Platte verdorben wurde. Wohl aber litten die Films, soweit sie Verwendung fanden, fast sämtlich unter der Hitze. Ferner empfiehlt es sich, einige Entwickler- und Fixierpatronen, von der „Agfa“ in Glas verpackt und für den Gebrauch äußerst handlich zurechtgemacht, mitzuführen, denn man muß zu Anfang und später wenigstens von Zeit zu Zeit einige Bilder sofort entwickeln, zu Anfang, um die richtige Belichtungszeit zu finden, denn bei der grellen Sonne sind die Lichtverhältnisse natürlich ganz andere als hier in Europa, späterhin, um auf Fehler, die der Apparat während der Reise erlitten haben kann, aufmerksam gemacht zu werden. Sonst kann es sich ereignen, daß alle Bilder eines kleinen, leicht zu beseitigenden Fehlers wegen verderben. Die Mitnahme einiger „Agfalapselflize“ für Blitzlichtaufnahmen hat sich sehr gelohnt. Auch Platten für farbige Aufnahmen fanden Verwendung. Durch sie konnten wir so manche schöne Beleuchtungseffekte, an denen jenes Land ja so reich ist, als Erinnerung für spätere Zeiten festhalten.

An Verpflegung konnten wir natürlich nur einige Konserven mitführen, die den eisernen Bestand bildeten, ein Teil wurde, wie erwähnt, in der Packtasche, der Rest als Bagage befördert. Im übrigen lebte man von dem, was das Land bot. In den großen Städten konnte man etwas Fleisch und Brot kaufen,

um sich für ein und zwei Tage mit frischem Proviant zu versehen, sonst aßen wir, was die Eingeborenen uns vorsetzten. Freilich war dies nicht immer sehr appetitanregend, und so griff man so manches Mal auf seine Konserven zurück. Sie wurden aber als kostbares Gut behütet und für die äußerste Not aufgespart. Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß man mit einigen bunten Bildern, Feuerzeugen und billigen Uhren den Eingeborenen große Freude und sich selbst äußerst beliebt machen kann.

Viel Mühe, viele Wege und viel Denken erfordert es, bis endlich die großen Kisten mit allen Habseligkeiten im Eisenbahnwagen stehen und man sich selbst in den Orientexpresß setzt, um dem Lande seiner Träume entgegenzueilen. Groß ist aber die Freude, wenn nachher das, was am Schreibtisch durchdacht und bearbeitet wurde, draußen wirklich zum Erfolge führt.

Doch fast hätte ich noch eins, das Allernotwendigste für den Orient vergessen: gute Laune, Ruhe und Energie. Ohne sie dürfte man nicht weit kommen, selbst wenn die Koffer der Karawane alles enthielten, was man sich nur denken und im Notfalle gebrauchen kann. Diese drei bilden den persönlichen eisernen Bestand, aus dem immer wieder geschöpft werden muß, wenn sich Schwierigkeiten einstellen, wenn die Karawanentreiber dem Reisenden ihr „Unmöglich“, mit dem sie so schnell bei der Hand sind, zurufen, wenn die Indolenz der Eingeborenen ihn fast zur Verzweiflung treibt. Besitzt man aber diese Eigenschaften, so ist man den Eingeborenen weit überlegen; zu ihnen muß sich dann noch eine gewisse fatalistische Gleichgültigkeit gegen Zwischenfälle, an denen nichts zu ändern ist, hinzugesellen. Dann ist man gut ausgerüstet und kann getrost in dem Gefühl der eigenen Überlegenheit die Reise antreten.

